

Maria Chapdelaine : Roman. Teil 15-16

Autor(en): **Hémon, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. März 1936

Heft 12

Vorfrühling.

Welch goldnes Leuchten fließt so ungeahnt
Wie lichter Zauber um die starren Bäume?
Was zittert wie geheimer Feierton
Mit leisem Klingen durch des Himmels Räume?
Die Flut des Lichtes rinnt mit froher Hast
Vom Felsenhaupt bis in des Abgrunds Klüfte,
Und horch! — schon ruft ein Fink mit leisem Schlag
Zaghaften Jubel in die stillen Lüfte.

Es hat der Lenz in stummer Ungeduld
Der Erde schon gestanden seine Liebe;
Die Lider ihr mit lindem Strahl geküßt,
Daß sie nicht mehr im Schlaf befangen bliebe.
Er hat der tief Entschlafnen zugeraut
Der Sehnsucht erste, seligbange Frage
Und ihr versprochen, was die Liebe schenkt:
Verklärte Nächte, sonnenschöne Tage! —

Und sieh, von ihrem Antlitz hebt sie leis
Den duftgewobnen, zarten Nebelschleier
Und schaut mit Augen, die der Traum noch bannt,
Wie zweifelnd auf den leuchtenden Befreier.
Noch faßt sie nicht die ganze süße Lust,
Noch hängt an ihrer Wimper schweres Trauern;
Doch mehr und mehr erkennt sie schon den Freund,
Und leis erbebt ihr Leib in Wonneschauern. Otto Ernst.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Schluß.)

XV

Ephrem Surprenant stieß die Tür auf und erschien auf der Schwelle.

„Ich bin gekommen“ — —

Er fand keine andern Worte und blieb unbeweglich ein paar Sekunden auf der Schwelle stehen und blickte Vater Chapdelaine, Maria und die Kinder, die stumm und wie erstarrt am Tisch saßen, einen nach dem andern mit verlegener Miene an. Dann nahm er mit einer eiligen Bewegung seine Mütze ab, wie um Vergessenes wie-

der gut zu machen, schloß die Tür hinter sich und trat an das Bett, auf dem die Tote ruhte.

Man hatte die Stellung des Bettes geändert, hatte das Kopfende an die Wand und das Fußende ins Zimmer hineingerückt, damit man von beiden Seiten herantreten könne. An der Wand standen auf Stühlen zwei brennende Kerzen. Die eine von ihnen steckte in einem großen versilberten Leuchter, den die Besucher des Hauses Chapdelaine noch nie gesehen hatten; für die andre hatte Maria nichts Passenderes finden können

als eine Glasschale, in der man im Sommer an festlichen Tagen Blaubeeren und wilde Himbeeren auftrug.

Der versilberte Leuchter glänzte und das Glas der Schale funkelte im Schein des Lichts, das indessen das Gesicht der Toten nur schwach beleuchtete. Dieses hatte sich mit einer eigentümlichen Blässe überzogen, die es verfeinert wie das Gesicht einer Städterin erscheinen ließ, was von den wenigen Tagen der Krankheit oder schon von dem Erkalten des Leichnams herrührte. Vater Chapdelaine und seine Kinder hatten sich anfangs ein wenig darüber gewundert, dann sahen sie darin eine hehre Verwandlung, die ihnen zeigte, wie weit der Tod sie ihnen schon entrückt hatte.

Ephrem Surprenant blickte sie einen Augenblick an und kniete dann nieder. Er murmelte anfangs nur undeutliche Gebetsworte, als aber Maria und Tit-Bé neben ihm niederknieten, zog er seinen Rosenkranz mit den großen Perlen aus der Tasche und begann ihn halblaut herzusagen.

Als das beendet war, stand er auf und setzte sich an den Tisch, wo er ein Weilchen schweigend und ab und zu traurig den Kopf schüttelnd sitzen blieb, wie es sich in einem Trauerhause geziemt, und auch, weil er aufrichtig betrübt war.

„Das ist ein großer Verlust,“ sagte er endlich. „Du warst gut dran mit deiner Frau, Samuel, dagegen kann niemand was sagen. Du warst gut dran mit deiner Frau, das ist sicher!“

Danach schwieg er wieder, suchte nach Trostworten, fand aber keine, und sprach endlich von etwas anderem.

„Das Wetter ist milde heut abend, es wird bald regnen; alle sagen, wir bekämen einen frühen Frühling.“

Für die Landleute ist alles, was mit der Erde zusammenhängt, die sie ernährt, und mit den Jahreszeiten, die diese Erde abwechselnd einschlafen und wieder erwachen lassen, von so großer Wichtigkeit, daß man selbst in der Nähe des Todes ohne Entweihung davon sprechen kann. Alle richteten unwillkürlich ihre Blicke auf das kleine viereckige Fenster; aber die Nacht war finster und sie konnten nichts sehen.

Ephrem Surprenant erging sich von neuem in Lobeserhebungen über die Tote.

„In der ganzen Gemeinde gab es keine bessere Frau als sie, und keine tüchtigere. Und dabei so freundlich, und wie sie es mit den Gästen verstand! In den alten Gemeinden und sogar in den Städten, die an der Eisenbahn liegen, fände

man nicht leicht eine, die ihr gleichkäme. Ja, du warst gut dran mit deiner Frau, sicher . . .“

Er erhob sich bald darauf und ging mit betrübttem Gesicht hinaus.

In dem langen Schweigen, das seinem Aufbruch folgte, sank Vater Chapdelaines Kopf immer tiefer auf seine Brust, und er schien einzuschlafen. Maria, die eine Entweihung fürchtete, sagte laut:

„Schlaft nicht ein, Vater.“

„Nein — nein —.“

Er richtete sich auf dem Stuhl hoch und reckte die Schultern; aber als ihm die Augen wider Willen von neuem zufielen, stand er auf.

„Wir wollen noch einen Rosenkranz beten,“ sagte er.

Sie knieten am Bett der Toten nieder und beteten noch einen ganzen Rosenkranz.

Als sie wieder aufstanden, hörten sie den Regen gegen die Fenster Scheiben und auf die Dachschindeln prasseln. Es war der erste Frühlingregen, und er verkündete die Befreiung; daß der Winter zu Ende, daß die Erde sich bald wieder zeigen werde, daß die Flüsse voll Freude ihren Lauf wieder aufnehmen würden, und daß die ganze Welt sich wieder einmal verwandle, wie ein schönes Wesen, das durch den Schlag einer Wunderrute endlich von einem bösen Zauber befreit wird. — Aber sie wagten nicht, sich darüber zu freuen, da auf ihrem Hause der Tod lastete, und sie empfanden in Wahrheit auch kaum etwas von Freude, weil ihr Schmerz tief und aufrichtig war.

Sie öffneten das Fenster und setzten sich wieder, während sie darauf lauschten, wie die schweren Tropfen auf das Dach prasselten. Maria sah, daß ihr Vater den Kopf abgewandt hatte und unbeweglich darsaß, und sie glaubte, die allabendliche Schläfrigkeit drohe ihn wieder zu überwältigen. Aber in dem Augenblick, wo sie ihn durch einen Anruf wecken wollte, seufzte er tief auf und fing an zu sprechen.

„Ephrem Surprenant hat die Wahrheit gesagt,“ sagte er. „Deine Mutter war eine gute Frau, Maria, eine unvergleichliche Frau.“

Maria nickte „ja“ und preßte die Lippen aufeinander.

„Mutig und der allerbeste Ratgeber, das war sie immer, solange sie lebte; aber besonders im Anfang, gleich nach unsrer Heirat und etwas später, als Esdras und du noch klein waren, hat sie gezeigt, was für eine seltene Frau sie war. Die Frau eines kleinen Ansiedlers weiß wohl, daß

sie es schwer bekommt; aber so geschickt wie sie und so gutgelaunt bei jeder, auch der schwersten Arbeit, wie sie es damals war, das sind nicht viele, Maria."

María murmelte:

„Ich weiß, Vater, ich weiß es wohl.“

Und sie trocknete sich die Augen, denn ihr Herz schmolz.

„Als wir unser erstes Land in Normandin bekamen, hatten wir zwei Kühe und nicht viel Weideland, denn es war alles noch voll Wald und schwer zu roden. Da hab' ich meine Axt genommen und hab' zu ihr gesagt: ‚Ich will Land für dich machen, Laura!‘ Und von früh bis spät hab' ich geschuftet, und bin nur zum Mittagessen nach Haus gekommen; und die ganze Zeit hat sie den Haushalt und alles andre besorgt, das Vieh gefüttert, die Zäune in Ordnung gebracht, den Stall reingemacht und sich keinen Augenblick Ruhe gegönnt, nur daß sie ein paar-mal am Tag vor die Tür ging und da einen Augenblick stehen blieb, um mir zuzusehen, wie ich da unten am Saum des Waldes mit aller Macht auf die Tannen und Birken loshiebs, um Land für sie zu machen.

„Und dann im Juli, da ist der Brunnen versiegt. Die Kühe haben kein Wasser mehr gekriegt und kaum noch Milch gegeben. Da ist die Mutter, während ich im Wald war, an den Fluß gegangen, in jeder Hand einen Kessel, und hat die vollen Kessel acht- bis zehnmal den Abhang heraufgeschleppt durch den tiefen Sand durch, bis sie ein Faß voll hatte, und das volle Faß hat sie auf eine Karre geladen und ist damit zu der großen Tonne auf der Ruhweide gefahren, wo sie es ausgeleert hat. Und das war über dreihundert Ruten vom Haus entfernt, am Fuß des Hügels. Das war keine Arbeit für Frauen, wahrhaftig nicht, und ich hab' ihr immer wieder gesagt, sie sollte es mich machen lassen. Aber jedesmal hat sie nur gerufen: ‚Kümmere du dich nicht darum... küm-mere dich um gar nichts, mach Land für mich.‘ Und dann lachte sie, um mir Mut zu machen, aber ich sah wohl, daß sie's schwer gehabt hatte und daß sie vor Müdigkeit ganz schwarze Ringe um die Augen hatte.

„Da nahm ich meine Axt und ging wieder in den Wald und schlug so toll auf die Birken ein, daß faustgroße Stücke umherflogen, und sagte mir dabei immer wieder, was für eine unvergleichliche Frau ich doch hätte, und daß ich ihr, wenn mich der liebe Gott nur gesund erhielt, ein wunderschönes Land machen wollte.“

Der Regen prasselte noch immer auf das Dach. Von Zeit zu Zeit peitschte ein Windstoß schwere Regentropfen gegen das Fenster, die dann langsam wie Tränen an den Scheiben hinunterliefen. Noch ein paar Stunden Regen, und der Boden war fast schneefrei, und an allen Hängen bildeten sich Bäche; noch ein paar Tage Regen, und man hörte wieder das Brausen der Fälle...

„Als wir ein andres Land oberhalb Mistassinis kauften,“ fing Vater Chapdelaine wieder an, „war es dieselbe Sache: schwere Arbeit von früh bis spät für sie wie für mich; aber immer den Kopf oben und in fröhlichster Stimmung... Da waren wir mitten im Wald, aber da zwischen den Felsen Gras wuchs, haben wir Schafzucht angefangen. Eines Abends —“

Er hielt einen Augenblick inne und begann dann wieder zu sprechen, wobei er María fest ansah, als ob er ihr das nun Kommende recht eindringlich begreiflich machen wollte.

„Es war im September zu der Zeit, wo es im Wald für alle Tiere böß wird. Ein Mann aus Mistassini, der im Kanoe den Fluß herunterkam, hatte in unsrer Nähe Halt gemacht und gesagt: ‚Paßt auf Eure Schafe auf; die Bären haben letzte Woche nahe bei den Häusern eine junge Kuh zerrissen.‘ Da sind die Mutter und ich noch am selben Abend in den Wald zu den Schafen gegangen, um sie für die Nacht heimzutreiben, daß die Bären sie nicht fräßen.

„Ich war nach der einen Seite gegangen und sie nach der andern, weil die Schafe sich überall zwischen den Erlen zerstreuten. Es war schon dämmerig und plötzlich höre ich Laura schreien: ‚Ach, die Schurken!‘ Da sah ich im Gebüsch Tiere sich bewegen und konnte leicht erkennen, daß das keine Schafe waren, denn die sehen abends im Wald wie weiße Flecke aus. Da hab' ich mich in Trab gesetzt, die Axt in der Hand, und bin gelaufen, was ich konnte! Deine Mutter hat mir später, als wir wieder im Hause waren, erzählt, wie es war: sie hatte ein Schaf auf der Erde liegen sehen, schon tot, und zwei Bären waren dabei, es zu verzehren. Ich sag dir, das ist schon für einen starken Mann, der vor nichts Angst hat, und selbst wenn er ein Gewehr bei sich hat, keine Kleinigkeit, plötzlich einen Bären vor sich zu sehen im September; aber nun gar eine Frau ohne Waffe, die kann wahrhaftig nichts Besseres tun als sich in Sicherheit bringen, so schnell sie nur kann; aber die Mutter, die hat einen Holzfloß aufgehoben und ist damit grad auf die Bären losgerannt und hat geschrien: ‚Unsre schö-

nen fetten Schafel! Weg mit euch, ihr frechen Diebe, oder es geht euch schlecht!

„Und als ich im Galopp angelaufen kam und glücklich bei ihr war, da hatten die Bären sich schon in den Wald geflüchtet und sich ganz leise und kläglich aus dem Staube gemacht, so viel Angst hatte sie ihnen eingesagt!“

Maria hörte mit angehaltenem Atem zu und fragte sich immer wieder, ob das wirklich ihre Mutter war, die das getan hatte, ihre Mutter, die sie stets nur sanft und geduldig gesehen hatte, die Telesphore nie eine Ohrfeige gegeben hatte, ohne ihn gleich darauf auf den Schoß zu nehmen, um ihn zu trösten, wobei sie mit ihm geweint und ihm gesagt hatte, ein Kind schlagen zu müssen, das breche ihr fast das Herz.

Der kurze Frühlingsregenguß war schon vorüber; der Mond guckte wieder durch die Wolken wie ein neugieriges Gesicht, das sehen wollte, was nach diesem ersten Regen noch vom Winterschnee übrigblieb. Der Boden war immer noch eintönig weiß, und die tiefe Stille der Nacht schien darzutun, daß wohl noch viele Tage dahingehen würden, ehe man wieder das ferne Donnern der großen Fälle hören würde. Aber der laue Wind flüsterte ermutigende, verheißungsvolle Worte.

Samuel Chapdelaine schwieg eine Weile mit gesenktem Kopf, die Hände auf den Knien, und ließ die Vergangenheit, die schweren und doch so hoffnungsvollen Jahre an sich vorüberziehen. Als er wieder zu sprechen anfing, klang seine Stimme unsicher und bedrückt.

„In Normandin und Mistassini und an allen andern Orten, wo wir waren, habe ich immer tüchtig gearbeitet; dagegen kann niemand was sagen. Ich habe viele Auten Wald gerodet und Häuser und Scheunen gebaut und mir dabei immer gesagt, daß einmal der Tag kommen würde, wo wir ein schönes Land hätten und wo deine Mutter es haben sollte wie die Frauen aus den alten Kirchspielen: schöne freie Felder zu beiden Seiten des Hauses, so weit man nur sehen kann, einen Gemüsegarten und schöne fette Rüche auf der Weide . . . Und nun ist sie hier an einem halbwildem Ort gestorben, weit weg von andern Häusern und von den Kirchen und so nahe am Wald, daß man in manchen Nächten die Füchse schreien hört. Und das ist meine Schuld, daß sie an einem solchen Ort gestorben ist, — meine Schuld, ganz sicher.“

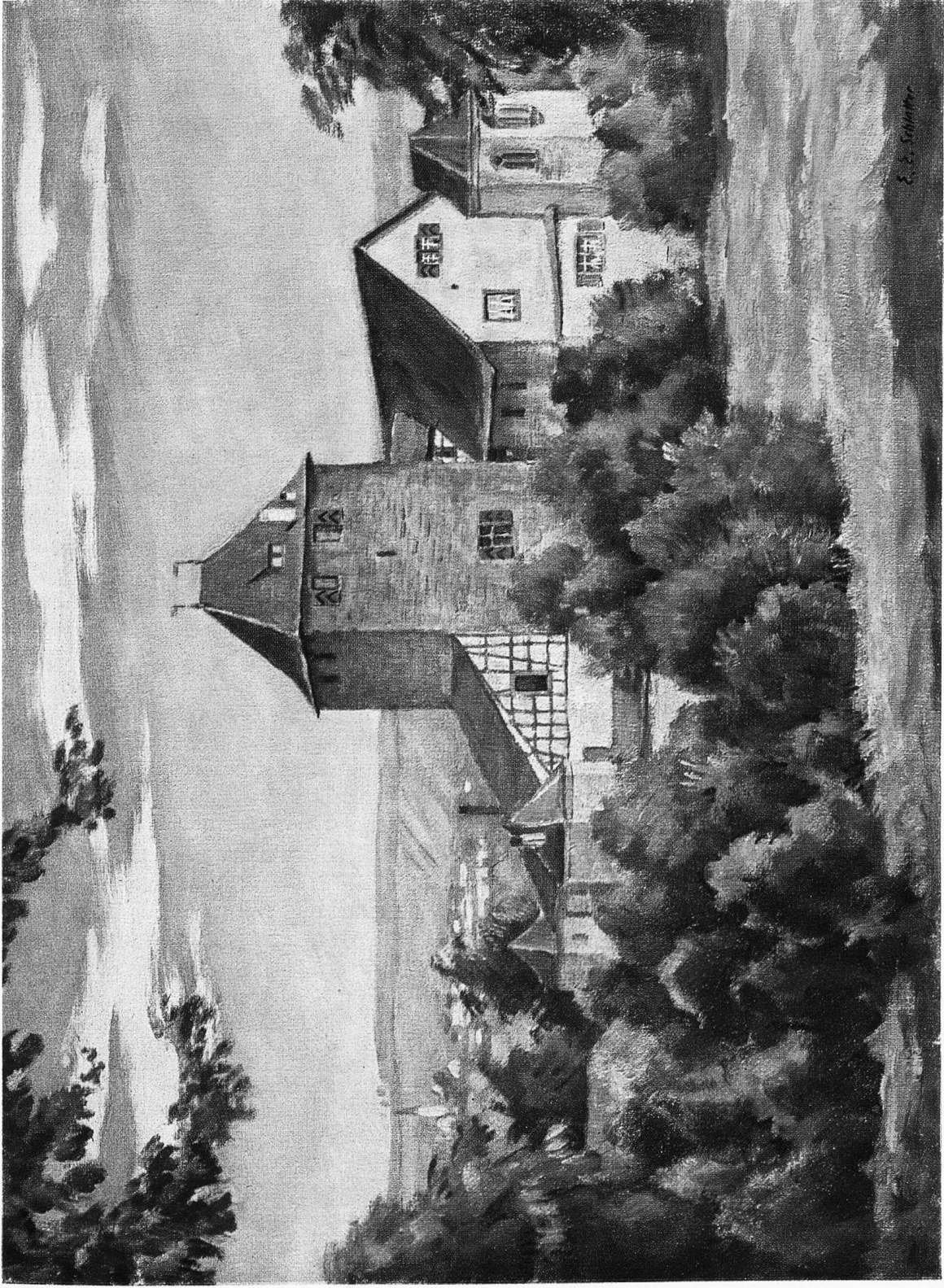
Die inneren Vorwürfe erdrückten ihn; er schüttelte heftig den Kopf und blickte zu Boden.

„Mehrere Male, nachdem wir fünf oder sechs Jahre an ein und derselben Stelle gewesen waren und alles gut voranging, fingen wir an, eine schöne Farm zu bekommen: Weideland, große Strecken Acker, zur Aussaat bereit, ein Haus, das innen ganz mit illustrierten Zeitungen ausgestattet war . . . Und andre kamen und siedelten sich in unsrer Nähe an, und man hätte nur ein wenig zu warten und ruhig weiter zu arbeiten brauchen, und wäre mitten in einer schönen Gemeinde gewesen, wo Laura ein Leben nach ihrem Herzen gehabt hätte . . . Und dann plötzlich war's mit meiner Lust vorbei: die Arbeit war mir verleidet, das Land war mir verleidet; ich fing an, die Gesichter der Leute zu hassen, die sich in unsrer Nachbarschaft ansiedelten und uns besuchten, wo ich hätte froh sein sollen über jeden Besuch nach unserm langen Alleinssein. Ich hörte, daß es weiter oben am See im Wald gutes Land gäbe, daß Leute aus Saint-Gédéon davon sprächen, sich dort anzusiedeln, und von dem Augenblick an zog's mich mit aller Macht nach der Gegend, die ich doch nie gesehen, von der ich nur gehört hatte; als wär's der Ort, wo ich geboren bin.“

„In solchen Zeiten konnte ich abends, wenn die Arbeit getan war, mit meiner Peise nicht am Ofen bleiben, sondern setzte mich auf die Treppe und saß da, ohne mich zu rühren, wie ein Mann, der Heimweh hat und sich grämt, und alles was ich da vor mir sah: die Farm, die ich mit soviel Mühe und harter Arbeit selbst geschaffen hatte, die Felder, die Weiden, den Hügel, der den Blick begrenzte — das alles haßte ich wie unsinnig.“

„Dann trat deine Mutter leise hinter mich; sie sah sich auch unser Land an, und ich wußte, daß sie so recht von Herzen zufrieden war, weil es jetzt anfing, den alten Gemeinden zu gleichen, in denen sie aufgewachsen war und wo sie gern ihr ganzes Leben verbracht hätte. Aber statt mir zu sagen, ich wäre ein alter Narr und Dummkopf, daß ich wieder fort wollte, wie viele Frauen es getan hätten, und Streit mit mir anzufangen wegen meiner Verrücktheit, seufzte sie nur ein bißchen beim Gedanken an das ganze schwere Leben, das nun an einer andern Stelle des Waldes von neuem losgehen würde, und sagte dazu ganz sanft und freundlich: „Nun, Samuel, wie ist's, müssen wir bald wieder umziehen?“

„In solchen Zeiten konnte ich ihr nicht antworten, ich erstickte fast vor Scham über das elende Leben, das sie bei mir hatte. Aber ich wußte sehr gut, daß ich schließlich doch fortziehen



© 1908 J. E. Schiller

Nach einem Gemälde von Ernst E. Schiller, Ulm

und wieder weiter nach Norden, immer tiefer in den Wald rein gehen würde, und daß sie mitkommen und wieder ihr Teil von der schweren Anfangsarbeit auf sich nehmen würde, immer unverdrossen, tapfer und fröhlich, ohne je mit mir zu streiten oder mir ein böses Wort zu geben."

Darauf schwieg er und schien lange über seine Trauer und seinen Kummer nachzugrübeln. Maria seufzte und fuhr sich mit den Händen über die Stirn, wie man es tut, wenn man etwas auslöschen oder vergessen möchte. Aber in Wirklichkeit wollte sie gar nichts vergessen. Was sie eben gehört hatte, hatte sie bis ins Innerste erregt. Ihr kam blikartig der Gedanke, daß die Erzählung dieses schweren, so tapfer gelebten Lebens für sie gerade jetzt eine tiefe Bedeutung habe, daß in ihr eine Lehre enthalten sei, wenn sie sie nur verstehen könnte.

„Wie schlecht kennt man doch die Menschen!“ dachte sie.

Das Antlitz ihrer Mutter schien auf der Schwelle des Todes einen eigentümlichen, hoch über allem Irdischen stehenden Zug anzunehmen, und nun verschwanden auch die vertrauten schlichten Eigenschaften, die sie zu ihren Lebzeiten so liebenswert gemacht hatten, hinter andern fast heldenhaften Tugenden.

Sein Leben lang an einsamen, verlassenem Orten leben, wenn man liebend gern mitten unter Menschen und in der friedlichen Sicherheit der Dörfer gelebt hätte, von früh bis spät sich abmühen und sich körperlich in tausend schweren Arbeiten aufreiben, und doch dabei nie die Geduld verlieren, sondern sich stets seinen heiteren Frohsinn bewahren — nie etwas andres um sich sehen als die rauhe, wilde Natur, den unmenschlichen Wald, und dem allen ein immer gleichmäßiges, sanftes und heiteres Wesen entgegensetzen, das die Frucht eines jahrhundertlangen Lebens ohne Härte ist — das war wahrhaftig etwas Schweres und Verdienstvolles. Und was war der Lohn? Ein paar lobende Worte nach dem Tode.

War das denn überhaupt der Mühe wert? Die Frage formte sich ihr nicht genau in den Worten, aber ungefähr das dachte sie. Ein so schweres Leben so tapfer zu leben und solche Lücke zu hinterlassen, dessen waren wenige Frauen fähig. Sie selbst — — —

Der Himmel, vom Mondlicht überflutet, war eigentümlich hell und tief, und sonderbar geformte, gleichsam abgeschnittene Wolken, die wie Verzierungen wirkten, zogen in feierlichem

Zuge über diesen Himmel hin. Der weiße Boden gemahnte jetzt weder an Kälte noch an Trübsinn, denn der Wind war lau, und irgendeine geheimnisvolle Kraft des kommenden Frühlings machte den Schnee zu einer bloßen Verkleidung der Landschaft, die nichts Beängstigendes an sich hatte und sicher dazu verdammt war, bald zu verschwinden.

Maria saß an dem kleinen Fenster und betrachtete eine Weile gedankenlos den Himmel, die weiße Erde, die ferne Wand des Waldes, und plötzlich schien es ihr, als habe sie auf die Frage, die sie sich selbst gestellt hatte, soeben eine Antwort erhalten. In diesem Lande so leben, wie ihre Mutter gelebt hatte, und dann sterben und einen tiefbetrübten Mann und die Erinnerung an die schönsten Tugenden ihres Geschlechtes zurücklassen, dessen, das fühlte sie, wäre auch sie fähig. Sie gab sich darüber Rechenschaft ohne jede Eitelkeit und so, als wäre ihr die Antwort von außerhalb ihrer selbst gekommen. Ja, sie wäre dessen fähig; und ein Erstaunen überkam sie, als wäre es eine neue unerwartete Offenbarung.

Sie könnte so leben, nur — — sie hatte nicht die Absicht, es zu tun . . . Ein wenig später, wenn das Trauerjahr um wäre, würde Lorenzo Surprenant zum drittenmal aus den Staaten wiederkehren und sie mit sich nehmen in die unbekannte Wunderwelt der Städte, fern von den großen Wäldern, die sie verabscheute, fern von dem barbarischen Lande, wo Männer, die sich verirrt hatten, hilflos starben, wo Frauen litten und in langer Todespein schmachteten, während man auf endlosen, tiefverschneiten Wegen eine unzureichende Hilfe herbeizuholen suchte. Warum dableiben, sich so plagen und so viel erdulden, wenn man in den Süden gehen und ein glückliches Leben führen konnte?

Der laue Wind, der den Frühling verkündete, strich durch das Fenster und trug ihr undeutliche Laute zu: das Knistern und Rauschen in den Zweigen der dicht aneinander gedrängten Bäume, den fernen Schrei einer Eule. Dann herrschte wieder feierliche Stille. Samuel Chapdelaine war eingeschlafen. Aber dieser Schlummer am Bett der Toten hatte nichts Rohes, Entweihendes. Das Kinn auf der Brust, die Hände offen auf den Knien, schien er ganz versunken in tiefste Trauer, oder in einen todesähnlichen Zustand, dem er sich freiwillig hingegeben, um darin der geliebten Entschwundenen ein wenig näher zu sein.

Noch einmal fragte Maria sich: „Warum hier

bleiben, sich so sehr plagen und so viel erdulden? Warum?" — Und als sie keine Antwort fand, da erhoben sich endlich aus der Stille der Nacht Stimmen, die zu ihr sprachen.

Sie hatten nichts Wunderbares, diese Stimmen, jeder von uns kann ähnliche vernehmen, wenn er sich so abschließt und in sich sammelt, daß der kleinliche Lärm des Alltags weit hinter ihm bleibt. Nur sprechen sie lauter und klarer zu den schlichten Herzen inmitten der großen Wälder und der verlassenen Länder des Nordens. Als Maria an die fernen Wunder der Städte dachte, kam die erste Stimme und erinnerte sie flüsternd an die tausend verkannten Schönheiten des Landes, das sie fliehen wollte.

Wie die Erde nach den langen Wintermonaten fast wie ein Wunder sich immer wieder zeigte — wie sich der schreckliche Schnee an allen Hängen in mutwillige Bächlein verwandelte — wie zuerst die Wurzeln auftauchten, und dann das Moos, noch vollgesogen von Wasser — und wie man dann endlich zum erstenmal wieder über den schneefreien Boden schritt mit freudetrunknen Blicken und leisem Jauchzen, wie in einer köstlichen Genesung . . . Ein wenig später zeigten sich die Knospen an den Birken, den Erlen und Espen, der Waldboden bedeckte sich mit rosa Anemonen, und nach der langen erzwungenen Winterruhe war die harte Landarbeit fast ein Fest, das heiße Schaffen von früh bis spät wie eine köstliche Gnade . . .

Das Vieh, endlich dem Stalle entronnen, sprang in großen Sätzen auf die Weide und konnte gar nicht genug bekommen von dem jungen Gras. Alle Erstlinge des Jahres, die Kälber, die jungen Lämmer und Küken tummelten sich fröhlich in der Sonne und wuchsen von Tag zu Tag genau so wie das Gras und die Gerste. Auch der allerärmste Farmer blieb zuweilen mitten auf seinem Hofe oder seinen Feldern stehen, die Hände in den Taschen, und freute sich aus Herzensgrund der warmen Sonne, des milden Regens, der großmütigen Erde und aller wiedererwachten Zauberkräfte, die als gehorsame Sklaven für ihn arbeiteten — für ihn . . .

Und dann war der Sommer da mit seiner blendenden Mittagssonne, der heißen, flimmern- den Luft, in der alles, der Horizont und der Saum des Waldes, zitterte und verschwamm, mit seinen Müdenschwärmen, die in der Sonne tanzten. Und dreihundert Schritt vom Hause waren die Stromschnellen und der große Fall — weißer Schaum auf dem schwarzen Wasser — deren An-

blick schon allein eine köstliche Frische verbreitete. Dann die Kornernte, wenn das Korn, das nahrungspendende, sich in den Scheunen aufstürmte — der Herbst — und bald darauf der Winter, der wiederkehrte. — Aber wunderbar, jetzt erschien auch der Winter nicht hassenswert und schrecklich: brachte er doch die Traulichkeit des warmen wohlverwahrten Hauses, und draußen, wo der Schnee sich aufstürmte in eintöniger lautloser Stille, den Frieden, unendlichen Frieden . . .

In den Städten gäbe es all das Wunderbare, von dem Lorenzo erzählt hatte, und dazu noch das, was sie sich selbst noch unklar vorzustellen versuchte: die breiten, hell erleuchteten Straßen, die prächtigen Läden, das bequeme Leben, fast ohne Arbeit und voll kleiner Vergnügungen. Aber vielleicht würde einem der Taumel auf die Dauer leid, und wo fand man dann abends, wenn man sich nur Ausruhn und Stille wünschte, die Ruhe der Felder und Wälder, die leise Liebkosung der ersten frischen Brise, die nach Sonnenuntergang aus Nordwest kam, und den unendlichen Frieden des weiten Landes, das im Schweigen der Nacht selbst einzuschlummern schien?

„Und doch muß es schön sein!“ sagte sie sich, während sie an die mächtigen amerikanischen Großstädte dachte. Und wieder erhob sich eine Stimme wie zur Antwort. Da unten war die Fremde, Menschen einer andern Rasse, die andre Dinge in andrer Sprache redeten, andre Lieder sangen — hier —

Alle Namen ihrer Heimat, die, die sie alle Tage hörte und die, die sie nur einmal gehört hatte, wachten in ihr auf: die tausend Namen, die fromme Bauern aus Frankreich den Seen, den Flüssen, den Dörfern des neuen Landes gegeben hatten, das sie entdeckten und nach und nach bevölkerten: „Lac à l'Eau-Claire“ . . . la Famine . . . Saint-Cour-de-Marie . . . Trois-Rivières . . . Sainte-Rose-du-Défilé . . . Pointe-aux-Outardes . . . Saint-André-de-l'Épouvante . . .

Eutrope Gagnon hatte einen Onkel, der in Saint-André-de-l'Épouvante wohnte; Racicot in Honfleur sprach oft von seinem Sohn, der Heizer an Bord eines Gofdampfers war, und jedesmal waren das neue Namen, die sich an die alten reihten: die Namen von Fischerdörfern oder kleinen Häfen am St. Lorenz, die an den Ufern verstreut lagen, zwischen denen dereinst die Schiffe tapfer dem Unbekannten entgegengefahren waren . . . Pointe-Mille-Vaches . . . les Escoumains . . . Notre-Dame-du-Portage . . . les Grandes-Bergeronnes . . . Gaspé . . .

Wie hübsch war es, alle diese Namen zu hören, wenn man von fernen Verwandten oder Freunden sprach, oder von weiten Reisen! Wie lieb und vertraut waren sie einem, wie warm verwandtschaftlich fühlte man sich jedesmal berührt und dachte, während man sie wiederholte: „In diesem ganzen Land sind wir zu Hause — zu Hause!“

Im Westen, sobald man die Provinz verließ, und im Süden, sobald man die Grenze überschritten hatte, waren überall nur noch englische Namen, die man mit der Zeit ja auch aussprechen lernte und die einem schließlich gewiß ganz geläufig wurden; wo aber fand man den sanften fröhlichen Klang der französischen Namen wieder? Laute einer fremden Sprache erklangen von allen Lippen, in den Straßen, in den Läden. — Kleine Mädchen, die sich anfaßten, um im Kreise zu spielen, stimmten ein Lied an, das man nicht verstand. — Hier —

Maria sah ihren Vater an, der immer noch schlief, immer noch in der Haltung eines ganz in sich versunkenen Mannes, der über den Tod nachsinnt, und plötzlich fielen ihr all die Gefänge und Kinderlieder ein, die er den Kindern fast allabendlich beibrachte.

„An einer klaren Quelle
Luftwandelte ich heut . . .“

Selbst wenn man da drüben in den Staaten den Kindern diese Lieder beibrachte, wie schnell würden sie doch vergessen sein!

Die zerstreuten Wolken, die eben noch an dem vom Mondlicht überfluteten Himmel dahingezogen waren, hatten sich zu einem riesigen grauen Laken verschmolzen, das indessen dünn war und das Licht nur ein wenig dämpfte. Der Boden mit dem halbgeschmolzenen Schnee schimmerte fahl, und zwischen diesen beiden hellen Flächen erstreckte sich der schwarze Saum des Waldes wie die endlose Front einer Armee.

Maria erschauerte; die weiche Stimmung, die noch eben ihr Herz gefangen hielt, entschwand; sie sagte sich noch einmal:

„Gleichviel . . . es ist ein hartes Land hier. Warum bleiben?“

Da erhob sich eine dritte, noch mächtigere Stimme in der Stille: die Stimme des Landes Quebec, und war halb wie der Gesang einer Frau, halb wie die Predigt eines Priesters.

Sie kam daher wie Glockenton, wie das Brausen der Orgel in der Kirche, wie eine kindliche Klage und wie der durchdringende lange Schrei, mit dem die Holzfäller sich im Walde rufen. Denn

in Wahrheit war in ihr alles, was die Seele des Landes ausmacht: die traute Feierlichkeit des alten Gottesdienstes, der geliebte Klang der alten, beharrlich beibehaltenen Sprache, der Glanz und die barbarische Kraft des unberührten Landes, in dem ein alter Stamm seine Jugendkraft wiedergefunden hat.

Sie sagte:

„Vor dreihundert Jahren sind wir hergekommen und hier geblieben . . . Die, die uns hierhergeführt haben, könnten ohne Kummer und Bitterkeit wieder unter uns treten, denn wenn es wahr ist, daß wir kaum etwas gelernt haben, so haben wir sicherlich auch nichts vergessen.“

Wir brachten von drüben unsre Gebete und unsre Lieder mit; sie sind noch immer die gleichen. Wir brachten in unsrer Brust ein Herz mit, das schlug wie die Herzen der Heimat, stark und lebhaft, ein Herz, das bereit war zum Leid wie zur Freude, das menschlichste aller menschlichen Herzen — es hat sich nicht geändert. Wir haben auf dem neuen Kontinent ein Gebiet abgegrenzt von Gaspé bis Montréal, von Saint-Jean-d'Iberville bis l'Angava, und dazu gesagt: Hier soll alles, was wir mitgebracht haben, unser Gottesdienst, unsre Sprache, unsre Tugenden und selbst unsre Schwächen, etwas Heiliges, Unantastbares sein und bleiben bis ans Ende unsrer Tage.

Um uns her haben Fremde sich ausgebreitet, die wir Barbaren zu nennen belieben. Sie haben fast alle Macht an sich gerissen, fast alles Geld erworben, aber im Lande Quebec ist nichts anders geworden. Nichts wird je anders werden, weil wir ein Zeugnis sind. Von uns selbst und unserm Schicksal haben wir nur eins voll und ganz begriffen: unsre Pflicht, auszuharren . . . uns zu behaupten . . . Und wir haben uns behauptet, vielleicht, damit die Welt, wenn Jahrhunderte vergangen sind, auf uns zeigt und sagt: Diese Leute sind von einer Rasse, die nicht sterben kann . . . Wir sind ein Zeugnis.

Darum müssen wir in dem Lande bleiben, wo unsre Väter geblieben sind, und leben, wie sie gelebt haben, und müssen dem unausgesprochenen Gebot gehorchen, das, in ihren Herzen entstanden, in die unsren übergegangen ist und durch uns zahllosen Kindern und Enkeln ins Herz gepflanzt werden soll: Im Lande Quebec soll nichts aussterben und nichts je anders werden . . .“

Das riesige graue Laken, das den Himmel verbarg, war undurchsichtiger und dichter geworden, und plötzlich setzte der Regen wieder ein

und ließ die gesegnete Zeit der grünenden Erde und der befreiten Flüsse ein wenig näher rücken. Samuel Chapdelaine schloß noch immer, das Kinn auf der Brust, wie ein alter Mann, den die Müdigkeit eines langen, schweren Lebens völlig überwältigt hat. Die Flammen der beiden Kerzen, die in dem versilberten Leuchter und in der Glasschale steckten, flackerten in dem leisen Wind hin und her und ließen auf dem Gesicht der Toten Schatten spielen, daß es aussah, als ob ihre Lippen Gebete murmelten oder Geheimnisse flüsteren.

Maria Chapdelaine fuhr aus ihrem Traum auf und dachte: „So werde ich also doch hier bleiben.“ Denn die Stimmen hatten klar und deutlich gesprochen, und sie fühlte, daß sie gehorchen müsse. Der Gedanke an ihre andern Pflichten kam ihr erst später, als sie sich schon mit einem Seufzer in ihr Schicksal ergeben hatte. Alma-Rose war noch ganz klein; ihre Mutter war tot und das Haus konnte doch nicht ohne eine Frau sein. Aber im Grunde waren es die Stimmen, die ihr ihren Weg gewiesen hatten.

Der Regen prasselte auf die Dachschindeln, und die Natur in ihrer Freude, den Winter endlich scheiden zu sehen, sandte durch das offene Fenster hin und wieder ein lindes Lüftchen, das wie ein froher kleiner Seufzer vorüberstrich. Die ganze lange Nacht hindurch blieb Maria regungslos sitzen, die Hände auf dem Schoß gefaltet, still und geduldig, und dachte ohne Bitterkeit, aber mit leiser Trauer an das, was sie aufgegeben, an die fernen Wunder, die sie nun nie

kennenlernen würde, und auch an die schmerzlichen Erinnerungen des Landes, in dem zu leben ihr befohlen wurde: an die heiße Flamme, die ihr Herz nur sanft berührt hatte, um dann auf ewig zu entschwinden, und an die großen, tief verschneiten Wälder, aus denen die kühnen jungen Burschen nicht zurückkehrten.

XVI

Im Mai kamen Esdras und Da'Bé von den Holzplätzen herunter, und ihr Schmerz ließ den Schmerz der andern aufs neue aufleben. Aber die Erde, nun endlich schneefrei, harrete auf die Saat, und keine noch so tiefe Trauer konnte die Männer von der Sommerarbeit befreien.

Eutrope Gagnon kam eines Abends zum Plaudern, und vielleicht merkte er, als er das Gesicht Marias verstohlen betrachtete, daß ihr Herz sich gewandelt hatte, denn als sie allein waren, fragte er:

„Rechnet Ihr immer noch damit, fortzugehen, Maria?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf und blickte zu Boden.

„Dann . . . Ich weiß wohl, daß jetzt nicht die Zeit ist, davon zu reden, aber wenn Ihr mir nur sagen könntet, daß ich auf später hoffen darf, dann könnte ich das Warten besser ertragen.“

Maria antwortete ihm:

„Ja . . . Wenn Ihr wollt, heirate ich Euch, wie Ihr mich gebeten habt, im nächsten Frühling, jetzt übers Jahr, wenn die Männer aus dem Wald zur Ausfaat heimkehren.“

Auferstehen.

Ich hör' ein Atemholen, fühl' ein Wehn,
Ein Völkerfrühlingsmorgen möcht' erstehn;
In Winterfesseln starrt der Strom der Zeit,
Ich spür' den Hauch, der ihn vom Eis befreit.

Der Damm erzittert, der die Geister bannt,
Es raunt ein Ton, den Seelen unbekannt;
Es wächst ein Drang im Menschen, stark und still,
Es dröhnt die Flut, die überborden will.

Macht euch bereit! Das Wintereis zerbricht!

Die neue Zeit verlangt nach neuem Licht!

Ich höre ihren Atem mächtig gehn,

Mein Herz auch hebt und wünscht ein Auferstehn. Jacob Heß.

Die Burg Hegi bei Oberwinterthur*.

Das einstige Weiher- oder Wasserschloß Hegi liegt nur zehn Minuten von der regsamen Stadt Winterthur entfernt und ist zu Fuß oder im Auto von Bahn- und Tramend-Station Oberwinter-

* täglich zur Besichtigung offen.

thur aus leicht zu erreichen. Doch in welcher abgesehenen Ländlichkeit liegt es! Das Plätschern des Schloßbrunnens und das ungeduldige Murren einer Kuh sind oft für lange Zeit die einzigen Geräusche. Da vergessen wir leicht, daß wir im